

Brian Steele, Thomas Jefferson and American Nationhood, Cambridge University Press, Cambridge/New York 2012, XIII + 321 S., geb., 99,00 \$.

Während die deutschsprachige Literatur Thomas Jefferson kaum als politischen Theoretiker wahrnimmt¹, wird er in der angelsächsischen und hier besonders der amerikanischen Wissenschaft als einer der wichtigsten politischen Denker des 18. Jahrhunderts porträtiert.² In diesem Zusammenhang wird sein Werk, das weniger aus systematischen Abhandlungen denn aus unzähligen Briefen, Reden und amtlichen Bekanntmachungen besteht, häufig entweder als Fortführung lockeanischer Vertragstheorie oder als Resultat seiner Beschäftigung mit der schottischen Aufklärung interpretiert.³ Dennoch wird auch der eigenständige Charakter von Jeffersons Konzepten zu Demokratie und Menschenrechten, Bildung und Religion betont, sodass das Schlagwort des „American Enlightenment“ nicht zuletzt mit dem Autor der Unabhängigkeitserklärung verbunden ist.

Dass Jeffersons Aufklärung nicht nur geografisch ‚amerikanisch‘ war, sondern die nationale Identität der ehemaligen Kolonie das bestimmende Motiv seines politischen Denkens darstellte, behauptet der Historiker Brian Steele in dieser innovativen Studie. Mit seiner Interpretation Jeffersons als „weaver of the national tale“ (S. 14), „progenitor of American nationalism“ (S. 7), oder einfach „American nationalist“ (S. 3 und 10), präsentiert Steele die Konstruktion einer amerikanischen Nation als „organizing principle of Jefferson’s thought, politics, and statesmanship“ (S. 2) und vermag so, einige Streitfragen der Jeffersonrezeption zu erhellen.

In Anlehnung an Benedict Andersons Konzept der „imagined communities“ verfolgt der Autor Jeffersons (folgenreiche) Imagination der amerikanischen Nation durch sechs Kapitel, die die „multifarious nature of his nationalism“ (S. 4) anhand seiner verschiedenen Dimensionen deutlich machen. Nacheinander erscheint Jefferson so zunächst als „the historian, the sociologist, the ethnographer, and the political theorist of America“, um in den letzten beiden Kapiteln als „the most successful practitioner of its politics and its most enthusiastic champion“ (S. 9) aufzutreten. Da Jeffersons Nationalismus, mit Ausnahme von Peter Onufs Aufsatzsammlung⁴, bisher nicht zum Gegenstand systematischer Analyse wurde, untersucht Steele hierzu die verschiedenen Schriften aus Jeffersons Nachlass und ergänzt sie um Erkenntnisse aus der mehr als umfangreichen Sekundärliteratur. Dabei gelingt es ihm, einerseits die inkludierende und demokratische Qualität von Jeffersons Nationalismus herauszuarbeiten und

¹ Die wenigen Ausnahmen bilden die klassische Studie *Otto Vosslers*, Die amerikanischen Revolutionsideale in ihrem Verhältnis zu den europäischen, untersucht an Thomas Jefferson, München/Berlin 1929, ein Aufsatz von *Werner Heun*, Die politische Vorstellungswelt Thomas Jeffersons, in: HZ Bd. 258, 1994, S. 359–396, und einige der (teilweise aus dem Amerikanischen übersetzten) Beiträge in *Hartmut Wasser* (Hrsg.), Thomas Jefferson. Historische Bedeutung und politische Aktualität, Paderborn/München etc. 1995. Die einschlägigste Veröffentlichung im deutschem Forschungsumfeld ist der jüngst erschienene Sammelband von Hannah Spahn und Peter Nicolaisen, dessen Beiträge jedoch in englischer Sprache und überwiegend von amerikanischen Autoren verfasst sind, *Cosmopolitanism and Nationhood in the Age of Jefferson*, Heidelberg 2013.

² Einen bibliografischen Überblick über ältere Arbeiten zu Jeffersons politischem Denken bietet *Robert Eccleshall/Michael Kenny*, *Western Political Thought. A Bibliographical Guide to Post-War Research*, Manchester/New York 1995, S. 168–171. Neuere Arbeiten umfassen unter anderem *Dustin A. Gish/Daniel P. Klinghard*, Republican Constitutionalism in Thomas Jefferson’s ‚Notes on the State of Virginia‘, in: *The Journal of Politics* 74, 2012, S. 35–51; *Luigi M. Bassani*, *Liberty, State & Union. The Political Theory of Thomas Jefferson*, Macon 2010; *Jeremy D. Bailey*, *Thomas Jefferson and Executive Power*, Cambridge 2007.

³ Besonders anhand der von Jefferson maßgeblich entworfenen Unabhängigkeitserklärung wurden seine möglichen Vordenker diskutiert. Ausgangspunkte der Diskussion sind Carl Beckers wegweisende Arbeit über den lockeanischen Charakter von Jeffersons Denken (*The Declaration of Independence. A Study in the History of Political Ideas*, New York 1922) und Garry Wills’ Analyse des schottischen Einflusses auf den Gründervater (*Inventing America. Jefferson’s Declaration of Independence*, Garden City 1978).

⁴ *Peter S. Onuf*, *Jefferson’s Empire. The Language of American Nationhood*, Charlottesville/London 2000.

gleichzeitig die Grenzen seines Gemeinschaftskonstrukts zu berücksichtigen, das stets „circumscribed by race and gender“ (S. 92) blieb.

Unter Bezugnahme auf die politischen Schriften der Revolutionszeit zeigt das erste Kapitel, wie Jefferson die Auswanderung der Pilger als „initial independence“ (S. 32) vom Mutterland identifizierte, die als „foundation of a separate legal and political tradition, if not cultural tradition“ (S. 25), nur deshalb nicht offen zutage trat, weil die Siedler ein freiwilliges Bündnis mit dem englischen König eingingen, solange dieser „upheld his own contractual obligations“ (S. 31). Steele interpretiert diese schon damals höchst umstrittene geschichtliche Legitimation der amerikanischen Unabhängigkeit zwar nicht ausdrücklich als „invented tradition“ im hobsbawmschen Sinne, stellt sie aber mit Partha Chatterjee in den Kontext anderer nationaler Mythen und betont ihre „magisterial and mystical power to transform the past [...] into a seamless narrative of one realm, the territory of the modern state“ (S. 19). Das „Volk“ und die „Nation“, deren formale Unabhängigkeit erst in den Revolutionskriegen erstritten wurde, existierten in Jeffersons Lesart also bereits seit dem frühen 17. Jahrhundert. Durch die Erklärung der Unabhängigkeit wurde diese imaginäre Gemeinschaft jedoch auch naturrechtlich begründet, sodass die Nation und die nationale Identität „were rooted in both the consent of the people in question and in their adherence to certain natural rights“ (S. 41). Die Schattenseiten dieses eingangs vorgestellten doppelten Gründungsmythos aus Emigration und Revolution, der dafür sorgte, dass „Jefferson’s national community was remarkably inclusive and progressive for whites but darkly exclusive for others“ (S. 186), werden in den weiteren Kapiteln der Studie deutlich gemacht.

In Abgrenzung zu weiblicher Feldarbeit bei den amerikanischen Ureinwohnern und ähnlichen „role reversals“ (S. 74) in Europa, interpretiert Jefferson die amerikanische Form der „female domesticity as part of the natural order of things [...] realized only in America“ (S. 56).⁵ Auch Jeffersons „proposals for black deportation and Indian cultural suicide“ versteht Steele als „manifestations of a single project in his thought: perpetuating an American nationhood“ (S. 132). Jeffersons soziale Unterordnung der Frauen, kulturelle Unterdrückung der Ureinwohner und biologistische Ausgrenzung der Afroamerikaner werden in Steeles überzeugender Argumentation zu Vorbedingungen eines homogenen amerikanischen Gemeinwesens und jenes „character of Americans [that] would preserve the revolution“ (S. 102). Der Verfasser betont in diesem Zusammenhang, dass sich Jeffersons Essentialisierung amerikanischer Identität folglich nur in Auseinandersetzung mit Sklaverei („Jefferson’s nightmare“; S. 178) und indianischem Widerstand („the true blot on the American Dream“; S. 186) verstehen lässt. In diesem „dialectical struggle“ erscheinen „Jefferson’s exclusions as the necessary counterpart to his more progressive reforms“ (S. 173) und bestimmen maßgeblich sein politisches Denken und Handeln, dem die abschließenden Kapiteln gewidmet sind.

Indem er Jeffersons „Republican opposition as a realignment of state with nation“ (S. 189) versteht und so seine Ablehnung der Federalists nicht auf die vermeintlichen Vorbehalte gegenüber der Machtkonzentration in einer nationalen Regierung, sondern auf das Ziel einer „intimacy between state and people that the Federalists denied“ (S. 191) zurückführt, verteidigt Steele Jefferson gegen den Vorwurf einer vormodernen Staatsfeindlichkeit und führt gleichsam die politische Legitimation staatlicher Autoritäten in Jeffersons Theorie auf das Einverständnis einer ‚Nation‘ zurück, die dieser als homogenes Gemeinwesen in Abgrenzung von äußeren (Europa) wie inneren (Indianer, Sklaven) Antipoden imaginierte und die aufklärerischen Idealen verpflichtet sei. „His rejection of pluralism“ (S. 228) und die Ablehnung ‚unamerikanischer‘ Kulturen und Ansichten prägte laut Steele nicht nur Jeffersons politische Kämpfe in den 1790er-Jahren, sondern auch seine Präsidentschaft, in der er beispielsweise die Westexpansion betrieb, damit die „states [...] in the West would be peopled by Americans, culturally homogenous and sharing the same republican values“ (S. 239). Seine Stärkung staatlicher Institutionen während der Präsidentschaft erscheint vor diesem Hintergrund nicht, wie vielfach postuliert, als Widerspruch zu seinen vorherigen Positionen und sowohl die Rechte der Einzelstaaten als auch die der Bundesregierung lassen sich durch ihre Funktion für die amerikanische Nation begründen. Steele kann

⁵ Die Diskussion der Genderdimension amerikanischer nationaler Identität im zweiten Kapitel seines Buchs hat Steele in ähnlicher Form auch schon als eigenständigen Artikel publiziert, vgl. *ders.*, Thomas Jefferson’s Gender Frontier, in: *The Journal of American History* 95, 2008, S. 17–42.

also durchaus behaupten, dass „[i]f Jefferson’s major premise was nationhood, many problems about his politics and statecraft seem solvable“ (S. 235).

Durch die thematische Gliederung der Arbeit ergeben sich an einigen Stellen längere Kompilationen aus Jeffersons Äußerungen, die nur unzureichend in ihren historischen Kontext eingebettet sind. Steeles Vorgehen birgt also die Gefahr, einen Zusammenhang zwischen zeitlich und kontextuell unabhängigen Texten zu konstruieren und wurde anderorts schon dafür kritisiert, dass es „obscures important changes in Jefferson’s ideas over time“.⁶ Da Steele jedoch ausdrücklich keinen Beitrag zur (bereits sehr umfassenden) biografischen Erforschung Jeffersons leisten möchte, noch „an exhaustive history of his political thought, his statecraft, or his political career and achievements“ zu schreiben versucht, bleiben seine „suggestions about how his conception of the nation shaped his politics and statecraft“ (S. 7) erhellend genug, um kleinere historische Ungenauigkeiten zu rechtfertigen.

Schwerwiegender ist schon Steeles Versäumnis, Jeffersons Nationalismus in ein angemessenes Verhältnis zu seinem Rassismus zu setzen. Bei allem Bemühen, die intersektionalen Dimensionen der Ausgrenzung zu berücksichtigen, bleibt Steeles Feststellung, dass „Jefferson’s racism and his nationalism were fully compatible and tended to fuel each other“ (S. 180), sehr oberflächlich und führt zu einigen widersprüchlichen Behauptungen. So betont Steele gleich zweifach, dass Jeffersons Behauptung natürlicher Defizite afroamerikanischer Sklaven „need not necessarily depend on the racial explanation“ (S. 182) und dass Jefferson seine Sklaven „[e]ven without the racism“ (S. 180) geringgeschätzt hätte, da deren Ausgrenzung im Kern kulturell (in Abgrenzung zur Kultur seiner amerikanischen ‚Nation‘) begründet war. Dementgegen hält Steele im Epilog fest, dass „[w]here Jefferson took something to be a natural difference, there was little hope for its improvement“ (S. 299), und dass es dieses „racist thinking“ (S. 300) gewesen sei, das Jefferson seiner moralischen Ablehnung der Sklaverei entgegenstellte. Hier offenbart Steele, der den Rassismusbegriff ohnehin nur auf die explizit biologistisch argumentieren Passagen in Jeffersons Werk anwendet, dass er neben Jeffersons Nationalismus, der die Ausschließung unterschiedlicher sozialer Gruppen beinhaltet, kein weiteres ‚organizing principle‘ seines Denkens und Handelns gelten lässt. Dabei erscheint gerade Jeffersons Rassismus, sofern man ihn analytisch weiter fasst, als ein Schlüssel zu jenen vermeintlichen Widersprüchen, die auch Steele nicht auflösen vermag. Dennoch ist seine Arbeit auch im Hinblick auf die exkludierenden Elemente von Jeffersons Gesellschaftsverständnis deutlich differenzierter als die meisten anderen Studien und liefert hinsichtlich dessen Vorstellung der Nation einen umfassenden Überblick und eine wegweisende Analyse.

Malte Hinrichsen, Hamburg

Zitierempfehlung:

Malte Hinrichsen: Rezension von: Brian Steele, Thomas Jefferson and American Nationhood, Cambridge University Press, Cambridge/New York 2012, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 55, 2015, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81652>> [25.6.2015].

⁶ Rosemary Zagari, (Review of) Brian Steele, Thomas Jefferson and American Nationhood, in: The American Historical Review 119, 2014, S. 172–173, hier: S. 173.